

in die grenzenlos charmannten Songs einbringt, dass alles Schlechte und Bedrückende dieser Welt geradewegs zum unbedeutenden Nichts gerät. Ja, sehnsüchtiger und liebevoller geht es kaum, visionärer auch nicht und eleganter sowieso nicht. Instrumentalversionen aller Tracks sind inklusive.
Markus Eck



FOETUS „HALT“ (ECTOPIC ENTS)

Nach 35 Jahren und nunmehr zwölf Kardinalalben schickt James George Thirlwell sein persönliches Haupt-Steckenpferd auf den Gnadenhof der Kunstgeschichte. Also auf zum letzten Gefecht, hinein ins Getümmel lustvoll kompilierter Kataklysmen, psychotischer Passionsspiele und retro-futuristischer Zynismen. Dass dabei die mit Foetus fälschlicherweise immer wieder gern assoziierten Retorten-Sounds aus Industrial Rock und Pseudo-Pomp eine eher untergeordnete Rolle spielen, gründet schon der fulminante Opener „Succulence“, dessen saftiger Schmiss sich eben nicht, wie zunächst angedeutet, simplen Brachial-Akkorden nebst „O Fortuna“-Kitsch verdankt. Nein, lieber wird das Fassungsvermögen eines Bond-Scores von John Barry zum Bersten gebracht, das cineastische Breitwand-Potenzial schier haltlos dem übergeschnappten Tempo eines wirr geschnittenen Trailers zu einem Italo-Endzeittrash-Movie zum Fraß vorgeworfen. Was dann folgt, ist helle Aufregung, völlig unberechenbar sowohl hinsichtlich der Instrumentierung und des Sound-Designs (Chöre, Hörner, Banjo, Akkordeon, Pauken und Tschinellen) als auch der anarchischen Track-Kultur: So folgt auf das selbst für Foetus-Verhältnisse geradezu fremdartige Clear-Voice-Lamento „Scurvy“ ein sich qua Intensität immer weiter steigendes Abgleiten in von ätzenden Geniestreichen kontaminierte Sperrzonen konstruktiv-destruktiver Hybris, bis anlässlich von „Polar Vortex“ zur Albummitte der Acme morbi erreicht zu sein scheint. Sich von dessen Niederschlag noch erholen zu können, scheint unwahrscheinlich, doch Foetus wäre nicht JG Thirlwell, würde es ihm nicht doch gelingen, aus einer morbid-krisis neuen Kraft zu schöpfen, so zerrieben diese auch sein mag. Die verdrehte Folk-Idylle der „Warships“ oder das schräg gefuzzte „Rabbit Hole“ rehabilitieren selbst den schönsten produktionstechnischen Overkill. Da will uns der Kehraus „Many Visions Of Me“ fast schon so bekömmlich wie Nine Inch Nails auf Urlaub dünken. Puh! Das wars dann also? Nicht ganz, für 2027 ist das obligatorische Remix-Album („Leak“) bereits angekündigt.

Chapeau und da capo, gemäß der bereits 1985 auf „Nail“ formulierten Losung: „Enter The Exterminator“. **Stephan Wolf**

THE FRIGHT „D.E.A.T.H.“ (EP) (DANSE MACABRE)

Was für eine Rückkehr! The Fright melden sich nach einer längeren Veröffentlichungsauszeit mit einer vier Songs starken EP zurück, die das Bittersüße herzerreißender Gothrock-Hymnen mit einem massiven Gitarrenbrett und druckvoller Gesamtperformance vereint. Lon Fright liefert in Songs wie „Hollow Eyes“ gesanglich seine bisherige Spitzenleistung. Vielleicht liegt es auch an der Einbettung in die exzellenten, sehr dynamischen Songs. Jedenfalls klang der Mann noch nie so emotional. Wie er sich hier Dinge von der Seele singt, klingt dabei keineswegs gekünstelt, aber umso packender. Das gilt auch fürs Songwriting. „Trust“ ist ein klassischer Düsterrock-Song, aber nicht auf Hochglanz poliert, sondern Rock'n'Roll-infiziert. Der Dreck an den Stiefeln bleibt. „Death“ lässt es nach drei Minuten zum fast entrückt klingenden Gitarrensolo ordentlich scheppern und „Autumn Leaves“ geht so zügig zur Sache, dass man den Todeshauch der Horrorpunk-Urzeit der Band vorbeiziehen spürt. Metal in der Gitarrenarbeit, Gothic als Bekenntnis und Grundhaltung, Gefühl als Bedingung: Wer kraftstrotzende Melancholie zu schätzen weiß, ist hier goldrichtig. Man kann nur hoffen, dass The Fright bald mit weiterem Material nachlegen. In dieser Besetzung und dieser Form sind die Leipziger suchterregend gut. **Christoph Kutzer**



HOAXED „DEATH KNOCKS“ (RELAPSE RECORDS)

Mit „Death Knocks“ melden sich die Ladies von Hoaxed eindrucksvoll zurück und präsentieren ein Album, das ihre dunkle Rock-Ästhetik nicht nur verfeinert, sondern selbstbewusst erweitert. Drei Jahre Reifezeit sind in jeder Minute dieser Platte hörbar: Das Trio aus Portland klingt fokussierter, schwerer und zugleich melodisch zugänglicher als je zuvor. Statt sich neu zu erfinden, haben Hoaxed ihr bestehendes Fundament vertieft – und genau darin liegt die Stärke dieses Albums. Mit dem Einstieg von April Dimmick hat sich das Klangbild spürbar verdichtet. Ihr klassischer Heavy-Metal-Hintergrund verleiht den Songs mehr Gewicht und Erdung. Besonders die Basslinien drücken „Death Knocks“ tief in den Magen: bottom-heavy, treibend, manchmal bedroh-

lich. Dimmicks raue Vocals fungieren dabei als perfekter Kontrast zu Keos Stimme – Engel und Dämon, Verletzlichkeit und Aggression, oft innerhalb eines einzigen Refrains. Trotz aller Schwere besitzt das Album ein ausgeprägtes Gespür für Hooks. Zyklische Riffs und präzise Rhythmuswechsel sorgen dafür, dass selbst die härteren Stücke stets Bewegung und Spannung behalten. „Death Knocks“ ist ein Album, das aus Erfahrung geboren wurde – aus Tourleben, gemeinsamer Entwicklung und klarer Vision. Hoaxed liefern keinen schnellen Effekt, sondern eine dunkle, kraftvolle Langzeitwirkung. Ein selbstsicherer Schritt nach vorn für eine Band, die genau weiß, wer sie ist – und wie bedrohlich gut das klingen kann. **Leoni Dowidat**



RAFAEL ANTON IRISARRI „POINTS OF INACCESSIBILITY“ (BLACK KNOLL PRODUCTIONS)

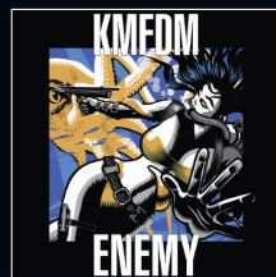
Manchmal ist ein Album weniger Musik als ein Zustand, in den man hineingezogen wird. „Points Of Inaccessibility“ arbeitet genau so: als cineastischer Sog aus gestrichenen Gitarren-Drones, körnigen Hallräumen und schwebenden Frequenzen, die sich wie Nebel über eine innere Landschaft legen. Angestoßen in einem ehemaligen forensisch-psychiatrischen Gefängnis in Utrecht, trägt das Material eine spürbare Schwere, ohne zur plakativen Konzeptkunst zu werden: Stille hat Gewicht, jeder Ton tastet an den Wänden entlang, als würden sie erinnern. Es geht um Distanz im Zeitalter der Dauerverbindung – nicht geografisch, sondern emotional – und Rafael Anton Irisarri übersetzt diese Kälte in Wärme aus Rauschen und Licht. Die Weite entsteht ohne Pathos: Dynamik bleibt subtil, Details sind luxuriös, Melodiefetzen nur angedeutet, dafür eindringlich. Das Ergebnis ist magisch, konsumierend, sehr bildhaft und schlicht außergewöhnlich – Musik, die einen Raum füllt, auch wenn man die Augen schließt, und nach dem letzten Ausklingen noch weiterleuchtet. Am besten spät hören, wenn die Welt leiser ist: Dann wirkt die Platte wie ein privater Film, dessen Handlung man fühlt. Wer Irisarris Werk verfolgt, erkennt die Handschrift sofort, doch hier wirkt sie noch fokussierter: keine bloße Fläche, sondern Klang, der sich bewegt und Schatten wirft. Eine außergewöhnliche Erfahrung zwischen Trost und Unruhe. **Karo Kratochwil**

JAGUAR 777 „JAGUAR 777“ (ELEVENTH HOUR RECORDINGS COMPANY)

Mit ihrem selbstbetitelten Debütalbum liefern Jaguar 777 ein Werk ab, das sich



jeder harmlosen Kategorisierung entzieht. „Jaguar 777“ ist kein Album, das man beiläufig hört – es ist eine Erfahrung, ein nächtlicher Sog aus Schweiß, Begehren und roher Energie. Schon die ersten Takte machen klar, dass hier nichts glattpoliert oder angepasst wurde. Die Songs wirken wie aus einer verrauchten Bar gesendet, irgendwo zwischen Mitternacht und Morgengrauen, wenn Moral und Vernunft längst aufgeweicht sind. Emmett O'Connors rhythmische Strenge – geprägt von seiner Garage-Punk-Vergangenheit – verleiht dem Album ein treibendes Fundament. Darüber erhebt sich Kacie Maries Stimme wie ein gefährliches Versprechen. Ihre Vocals sind verführerisch, kühl, manchmal beinahe distanziert, dann wieder intensiv und beschwörend. Sie spielt nicht die klassische Rock-Frontfrau, sondern eine Erzählerin dunkler Begierden, irgendwo zwischen Femme fatale, Anti-Pop-Ikone und filmischer Projektion. Bemerkenswert ist auch die konsequente DIY-Haltung des Albums. Dass Jaguar 777 Aufnahme, Produktion und Mix selbst übernommen haben, hört man – im besten Sinne. Nichts wirkt überproduziert, jedes Knacken scheint bewusst Teil des Konzepts. Das Mastering von Tim Warren verleiht dem Ganzen schließlich jene raue Geschlossenheit, die das Album wie ein Artefakt aus einer anderen Zeit erscheinen lässt. **Leoni Dowidat**



KMFD „ENEMY“ (METROPOLIS RECORDS)

42 Jahre nach Bandgründung legen die Electro-Legenden ihr 24. Studioalbum vor – eine derartige Kontinuität hätte sich sicherlich so manche im Jahr 1984 gewünscht! KMFD indes sind genau auf diesem Sektor fast unschlagbar; so zum Beispiel bewahren sie einmal mehr (nicht unerwartet) die Ästhetik ihres Artworks. Auf dem Album selbst zelebrieren sie auch nichts anderes als KMFD pur – inklusive der ebenfalls nicht unbekannten, doch stets variierenden Komponenten des Ausbruchs aus ihrer industrialen Ur-Domäne. So präsentieren sie im Opener „Enemy“ Pedal-Steel- und Slide-Gitarren-Einla-